



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Elsas, A.: Zum Andenken Gustav Theodor Fechners : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zum Andenken Gustav Theodor Fechners.

Von A. Elfas.

(Schluß.)



Das Jahr 1860, in welchem die „Elemente der Psychophysik“ erschienen, beginnt einen neuen Abschnitt in Fechners Leben und bedeutet eine Epoche in der Wissenschaft von den Sinnesempfindungen. Denn ohne Widerspruch fürchten zu müssen, darf man sagen, Fechner habe unter dem Namen der Psychophysik eine neue Wissenschaft begründet.

Die Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung, die Reize, welche die Empfindungen auslösen, geben in mannichfacher Weise Veranlassung zur Schätzung von Größenverhältnissen. Wir vergleichen die Längen von Linien, indem wir sie gleichzeitig oder nach einander mit dem Blick durchlaufen, die Stärke von Tönen, Licht- und Wärmequellen, indem wir sie nach einander auf die Empfindung wirken lassen. Wir vergleichen ferner Töne verschiedner Höhe und Lichtreize verschiedner Farben unter einander, und da die Physik Tonhöhen und Farben auf Größe bezieht, nämlich auf Schwingungszahlen, beurteilen wir unmittelbar die Größenverhältnisse, welche den Tonintervallen und Farbenunterschieden zu Grunde liegen. Die Größen, welche wir auf Grund der unmittelbaren sinnlichen Beobachtung schätzen, können anderseits mit Hilfe wissenschaftlicher Methoden gemessen werden.

Das ist die Aufgabe oder wenigstens die erste Aufgabe der von Fechner begründeten neuen Wissenschaft, der Psychophysik: die scheinbare Größe der Reize, welche wir schätzen, methodisch zu vergleichen mit ihrer wahren Größe, welche wir messen; die Vergleiche zwischen empfundenen und gemessenen Größen auf allen Gebieten der Empfindung durchzuführen; Methoden zu erfinnen, welche die Größenschätzungen von aller Zufälligkeit und Zweifelhaftigkeit befreien, und gesetzmäßige Beziehungen zwischen den bloß abgeschätzten und den gemessenen Größen zu suchen.

Der Gedanke einer solchen Wissenschaft ist nicht zuerst in Fechner entstanden. Eine Dichtung mag als ein Unvermitteltes auftreten; alle Wissen=

schaft aber entwickelt sich, knüpft an Vorhergegangenes an. So sehen wir denn den Begründer der Psychophysik anknüpfen an Voruntersuchungen, besonders an Versuche des Physiologen E. H. Weber und eine von diesem entdeckte allgemeine Gesetzmäßigkeit. Fechners großes, unvergängliches Verdienst ist es, aus den geringen Anfängen einer systematischen Untersuchung ein geschlossenes und umfassendes System entwickelt und die Maßmethoden für das psychophysische Gebiet kritisch begründet zu haben.

Nimmt man hinzu, daß Fechner in der Darlegung des Systems immer als der weitblickende Physiker und als ein Schriftsteller von großer Begabung erscheint, so wird es begreiflich, daß die Psychophysik schnell Geltung und Anerkennung erlangte. Es währte nicht lange, so waren Gelehrte aller Nationen mit psychophysischen Untersuchungen beschäftigt, hie und da sogar in Laboratorien, welche eigens zu diesem Zwecke gegründet wurden.

Zu diesem glänzenden Erfolge trug nicht wenig bei, daß Fechner die auf die Erklärung der Abhängigkeit zwischen Empfindung und Reiz abzielenden Untersuchungen für alle Zeit von dem Joche der alten Begriffspsychologie befreite. In hartem Ringen mit der schulmäßigen Philosophie, von der er sich abgewandt hatte, befestigte sich ihm mehr und mehr die Überzeugung, daß alle Wissenschaft auf dem Boden des Thatsächlichen, Greifbaren, Aufzeigbaren stehen müsse, daß die Wissenschaft aufhöre und das Reich des Glaubens anfangen, wo die naturwissenschaftliche Methode aufhört, sich fruchtbar zu erweisen. Wissenschaftliche Psychologie ist ihm Psychophysik, das heißt die experimentale Forschung nach den Beziehungen zwischen den äußern Vorgängen und innern Beobachtungen, die zu einer in mathematisch=physikalischen Sinne funktionalen Beziehung zwischen Reiz und Empfindung führt.

Durch den materialistischen Zug, der durch diese Gedanken geht, empfahl sich die Psychophysik den auch in metaphysischem Sinne materialistisch denkenden Naturforschern, und gleichzeitig rief sie den Widerspruch der idealistischen Philosophen hervor, wodurch die Zahl ihrer Anhänger noch schneller wuchs, als es ohne die philosophische Gegnerschaft der Fall gewesen wäre.

Fechner selbst hat viel kämpfen müssen, nicht um die psychophysischen Untersuchungsmethoden zur Geltung zu bringen, sondern um Folgerungen, welche er aus den Ergebnissen der Untersuchungen gezogen hatte, aufrecht zu halten und um den metaphysischen Grundlagen seiner Psychophysik Anerkennung zu verschaffen. Diesem Kampfe dienen, abgesehen von kleinern Abhandlungen, die beiden Bücher: „In Sachen der Psychophysik“ (1877) und „Revision der Hauptpunkte der Psychophysik“ (1882), wahre Kunstwerke der Polemik. Im leichten Fluß einer an Bildern und eigentümlichen Wortprägungen reichen Sprache entwickelt Fechner nicht nur seine, sondern auch des Gegners Ansicht, beleuchtet beide, hält sie neben einander, erwägt das Für und Wider, wie ein verständiger Besitzer eines Kunstwerkes mit einem Kunstfreunde über die Bedeutung des-

selben verhandelt, sich ganz in die Sache und die sachlichen Ansprüche vertiefend und nur selten verratend, daß die eigne Überzeugung ihm lieb geworden ist. Wenn diese schließlich die Ansicht des Gegners besiegt hat, leitet der Sieger nicht etwa eine stürmische Verfolgung ein, um den Geschlagenen zu vernichten, sondern die Streitkräfte werden in aller Ruhe wieder gesammelt, ihr Zustand wird gemustert und alles für eine neue Abwehr vorbereitet. Es ist wunderbar, wie Fehner in jeder neuen Streit- und Verteidigungsschrift die Hilfstruppen seines Systems neu zu verteilen versteht. Der Gegner hatte die schwächste Stelle angegriffen und glaubte, des Sieges gewiß zu sein, aber ehe er sich versieht, ist diese Stelle am besten verwahrt.

Wenige Monate vor seinem Tode sattelte der kampfgeübte Greis noch einmal sein Streitroß, wie er selbst in dem scherzhaften Vorworte sagt mit dem Hinzufügen: „bei meinen sechsundachtzig Jahren dürfte es das letzte mal sein,“ und die Frucht dieser letzten Streitschrift*) nannte Wundt an Fehners Grabe mit Recht „die klarste und vollendetste Darstellung des Problems, die er überhaupt in den beinahe vierzig Jahren gegeben hat, während deren er sich mit demselben beschäftigte.“

Die Psychophysik Fehners weist die Psychologie auf ein Ziel, welches sie zunächst und zuerst zu erreichen streben soll, nämlich die erschöpfende Untersuchung der Beziehungen, welche zwischen dem Größenurteil der Empfindung und den aufzeigbaren Größenverhältnissen der äußern Erregungsvorgänge bestehen. Seine ästhetischen Schriften wollen in entsprechender Weise der Ästhetik eine neue Richtung geben mit dem nächsten Ziele, die Abhängigkeit des ästhetischen Werturteils von den Einwirkungen des Sinnfälligen, welches der Beurteilung unterliegt, festzustellen.

Somit ist Fehners Psychophysik keine Psychologie und Fehners Ästhetik — keine Ästhetik. Das wollen wir von vornherein den Gegnern Fehners, wozu wohl alle Ästhetiker gehören, die Philosophen sind, zugestehen, um uns, vor ihrem Widerspruche sicher, zu erfreuen an dem, was sie für weite Kreise der Kunstübenden und Kunstliebenden thatsächlich ist: eine Vorschule für jeden, der sich über die materialen Grundlagen des ästhetischen Geschmacks unterrichten will unter der Leitung eines durch physikalische und psychophysische Arbeit an sorgfältige Beobachtung gewöhnten Mannes.

Die zweibändige „Vorschule der Ästhetik“ erschien 1876, als Fehners erste Schriften schon fünfzigjährige Jubiläen hinter sich hatten. Indessen „ist es vielmehr das Ende als der Anfang einer Beschäftigung mit ästhetischen Dingen, woraus diese Schrift erwachsen ist, eine Beschäftigung, die nicht immer bloß Nebenbeschäftigung war.“ Eine große Anzahl einzelner Abhandlungen ist in

*) Über die psychischen Maßprinzipien und das Webersche Gesetz. Philosophische Studien IV, S. 161 bis 230. 1887.

dem „ästhetischen Dienstbuch“ Fehners verzeichnet, das 1839 mit einem unter dem Pseudonym *Mises* herausgegebenen Schriftchen beginnt: „Über einige Bilder der zweiten Leipziger Kunstausstellung,“ welches in die 1875 erschienene Sammlung der „Kleinen Schriften“ von *Mises* mit aufgenommen wurde.

Fechner besitzt die große Gabe echter Kunstkritik, das will sagen, er ist ganz und gar Kritiker, und man findet keinen Beisatz von Enthusiasmus in seinem Urteil. Ohne Frage war er des Enthusiasmus fähig, er, der sich selbst einen Träumer und Phantasten nennt; aber wenn er ein Bild bespricht, ruft er nicht bewundernd aus, daß es schön sei, sondern zeigt, was schön ist und warum es schön ist. Seine Besprechung läßt uns die Bilder der Ausstellung selbst sehen; er führt unsre Augen von rechts nach links und von unten nach oben über das Bild, läßt uns zum Vergleich auf ein andres Bild schauen, kurz, er zaubert uns die Aufstellung vor ohne unnötigen Aufwand von Worten. Dann erst kommt das Urteil, und dessen Richtigkeit leuchtet uns ein, weil wir eben alles gesehen haben, was für die Beurteilung maßgebend ist. Und etwas andres als das, was man im Kunstwerke selbst sehen kann, ist für die Beurteilung desselben unmaßgeblich, wie z. B. die Berufung auf klassische Vorbilder. Der Künstler durfte kein Vorbild nachahmen; die bewunderungswürdigen Werke der großen Meister sollen nicht Vorbilder, sondern Beispiele sein, daraus zu lernen ist, worauf es ankommt. Das klingt wie echter Naturalismus.

So naturalistisch aber Fehners Kritik immer zu Werke geht, so sicher wandelt sie die Bahn, welche die idealen Forderungen der Kunst vorschreiben. Die Forderung des Naturalismus wird nur vertreten gegenüber dem falschen Idealismus. „Es wäre Thorheit, das nicht benutzen zu wollen, was uns in den Idealgestalten der antiken, der christlichen Bilder übermacht worden ist; es hieße die Goldstücke wegwerfen, die wir geerbt haben, aus Eigensinn, das Gold selbst mit eignen Händen graben zu wollen, wozu so viele Werkzeuge und Menschen gehört haben. Aber damit, daß wir die Goldstücke anders legen — und was sind die meisten neuen christlichen Gemälde sonst als anders gelegte Köpfe, Arme, Beine früherer Bilder —, richten wir noch nichts aus; damit bleibt doch im Grunde alles beim alten; wir müssen sie brauchen, und dieser Gebrauch besteht eben in ihrer Anwendung im Verkehr mit der wirklichen Natur. In jedem alten Bilde, jeder Antike finden wir allerdings etwas andres; aber nur das andre, nicht die Änderung lernen wir daraus. Wir mögen noch so viel davon anschauen, diese Anschauungen bleiben doch immer rhapsodisch, vereinzelt; alle Kontinuität der Übergänge fehlt. Im wahren Leben zerfällt jeder Übergang einer Bewegung, einer Lage der Gliedmaßen in die andre in unendlich viele Momente, und von diesen hat das Bild, nachdem wir etwa studiren möchten, doch jedesmal bloß einen fixiren können. . . . Wie eine Madonna aussteht, würde ich nimmermehr lernen, wenn ich auch die 47 000 Menschen in Leipzig und die 70 000 Menschen in Dresden alle darauf ansähe;

dazu gehören die alten Bilder; wie aber die Madonna dieser Bilder sich zu benehmen hat, wenn sie das Christkind vom Schoß ins Gras legt oder von einem Arm auf den andern nimmt, wie sich hierbei nicht bloß die Lage der Arme, sondern alles andre, sei es auch nur leise, mit ändert, das kann ich an einer stillenden Bauernfrau besser lernen als an allen alten Bildern; und woher lernten diese selbst es zuerst?"

Ein solcher Naturalismus tritt nicht in Gegensatz zu der berechtigten idealistischen Forderung, das wahre Schöne in dem zu sehen, was durch seine Beziehung zum Guten wert ist, Gefallen zu wecken, es zu den wertvollsten, höchsten Ideen in Beziehung zu setzen, es als Ausdruck derselben im Irdischen, Sinnlichen zu erklären. Nur findet Fehner es nicht richtig, daß die Ästhetik mit solchen Erklärungen anfangen will; ebensowenig giebt er zu, daß sie durch Deduktion aus allgemeinen und höchsten Gesichtspunkten ihre Aufgabe erschöpfen könne. Die Ästhetik „von oben“ gehört zur klaren Orientirung im Erkenntnisgebiete, die Untersuchung, nach welchem Grundsatz das ästhetische Bewußtsein seinen Inhalt gewinnt, soll nicht ausgeschlossen werden, „aber die am meisten interessirende und wichtigste Frage wird doch immer die bleiben: Warum gefällt oder mißfällt es, und wiesfern hat es Recht zu gefallen und zu mißfallen? Und hierauf läßt sich nur mit Gesetzen des Gefallens und Mißfallens unter Zuziehung der Gesetze des Sollens antworten, wie sich auf die Frage: Warum bewegt sich ein Körper so und so, und wozu haben wir ihn zu bewegen? nicht mit dem Begriff und einer Einteilung der verschiedenen Bewegungsweisen, sondern nur mit Gesetzen der Bewegung und Betrachtung der Zwecke, worauf sie zu richten, antworten läßt.“

Dem entsprechend sucht Fehner in der Ästhetik „von unten“ eine feste Grundlage von Gesetzen aufzubauen, welche das Gefallen und Mißfallen in aufzeigbarer Abhängigkeit von dem sinnlichen Anreize der Kunstwerke darstellen. Man mag über die Fruchtbarkeit seiner Methode für die Ästhetik „von oben“ denken, wie man will: das Licht, das von unten auf die Kunst geworfen wird, macht uns vielleicht nur die untern Teile des Baues sichtbar, aber gerade diese Teile hätten wir im Licht von oben kaum in ihrer Grundbedeutung erkennen können. Und überdies streben doch die Säulen, welche in den Grund eingemauert werden, die Grundsätze der Betrachtung, nach oben und weisen auf den Gipfelpunkt hin, zu dem sich am Ende alles zusammenschließen hat.

Unter diesen Grundsätzen Fehners nimmt das „Prinzip der Assoziation“ eine in eigentümlicher Weise hervorragende Stelle ein, indem es eine Vermittelung anbahnt zwischen den Eindrücken, die das Kunstwerk durch sinnliche Einwirkung in uns hervorbringt, und dem über alle Sinnlichkeit weit hinausgreifenden Inhalt, welchen das Werk durch den Künstler erhalten und dem Beschauer mitteilen muß, wenn anders die Kunst Kunst fein und als Kunst wirken soll.

Ein Prinzip läßt sich am einfachsten an den einfachsten Beispielen erläutern, und demgemäß führt Fehner das Prinzip der Assoziation mit Hilfe der einfachsten Beispiele ein und zeigt, wie „bei fast gleichem sinnlichen Eindrucke doch ein ganz verschiedener Totaleindruck durch die Ausmalung mit verschiedener geistiger Farbe entstehen kann, wobei ein kleiner sinnlicher Unterschied nur nötig ist, die verschiedene Anknüpfung zu vermitteln. Eine orangegelbe Holzkugel, Messingkugel, Goldkugel, der Mond, alles für den Sinn nur runde, gelbe, nicht sehr verschieden aussehende Flecke, und doch wie verschieden der Eindruck, den sie machen!“ Die Orange ist uns ein Ding von reizendem Geruch, erquickendem Geschmack, an einem schönen Baume, in einem schönen Lande, unter einem warmen Himmel gewachsen; wir sehen sozusagen ganz Italien mit ihr, das Land, wohin uns von jeher eine romantische Sehnsucht zog. Aus der Erinnerung an alles das setzt sich die geistige Farbe zusammen, womit die sinnliche verschönernd lasirt ist; indes der, der eine gelbe Holzkugel sieht, eben bloß trocknes Holz hinter dem runden gelben Flecke sieht, das in der Drechslerwerkstatt gedreht und vom Lackirer angestrichen ist. „Vor der Goldkugel stehen wir mit einer Art kalifornischer Hochachtung, ganze Paläste, Kutsch und Pferde, Bediente in Livree, schöne Reisen scheinen sich daraus zu entwickeln; die Holzkugel scheint nur zum Rollern da, und welch hohe Idealität steckt in dem Monde!“ So ist jedes Ding, mit dem wir umgehen, „für uns geistig charakterisirt durch eine Resultante von Erinnerungen an alles, was wir je bezüglich dieses Dinges und selbst verwandter Dinge äußerlich und innerlich erfahren, gehört, gelesen, gedacht, gelernt haben.“

Diese Einführung des Assoziationsprinzips ist charakteristisch für den Gang der Ästhetik „von unten,“ die sich immer zunächst an das Nächstliegende hält, statt einen kühnen Gedankenflug zum Gipfelpunkte des ästhetischen Bedürfnisses zu nehmen. Der Maßstab des für das Nächstliegende zugeschnittenen Prinzips muß erst mit den Anforderungen widerstreitender Prinzipien verglichen werden; es ist erst zu prüfen, ob man damit alle Höhen und Tiefen des ästhetischen Bewußtseins ausmessen kann, und nach Maßgabe dieser Höhen und Tiefen erweitern sich erst die Zolle des Maßes zu Fuß, die Fuße zu Meilen — endlich wird auf dem Wege von unten nach oben doch der Gipfelpunkt erreicht werden. Wie könnte Fehner unten oder auf halber Höhe stehen bleiben! Ist für ihn doch die ästhetische Betrachtungsweise die Vermittlerin zwischen der Naturforschung und der Religion, öffnet sie doch den Eingang von der Nachtansicht der Wissenschaft in die Tagesansicht des Glaubens. *) Lassen wir ihn selbst sprechen.

„Eines Morgens saß ich im Leipziger Rosenthal auf einer Bank in der Nähe des Schweizerhäuschens und blickte durch eine Lücke, welche das Gebüsch ließ, auf die davor ausgebreitete schöne große Wiese, um meine kranken Augen

*) Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht. Leipzig, 1879.

am Grün derselben zu erquickten. Die Sonne schien hell und warm; die Blumen schauten bunt und lustig aus dem Wiefengrün heraus, Schmetterlinge flatterten darüber und dazwischen hin und her, Vögel zwitscherten über mir in den Zweigen, und von einem Morgenkonzert drangen die Klänge in mein Ohr. So waren die Sinne beschäftigt und befriedigt. Aber für den ans Denken gewöhnten reicht solche Befriedigung nicht lange, und so spann sich aus der Beschäftigung der Sinne allmählich ein Gedankenspiel heraus. . . .

Seltfame Täuschung, sagte ich mir. Im Grunde ist doch alles vor mir und um mich Nacht und Stille; die Sonne, die mir so glänzend scheint, daß ich mich scheue, ihr mein Auge zuzuwenden, in Wahrheit nur ein finsterner, im Finstern seinen Weg suchender Ball. Die Blumen, Schmetterlinge lügen ihre Farben, die Geigen, Flöten ihren Ton. . . .

Es ist nicht ein Baustein, sondern ein Grundstein der heutigen Weltansicht, daß es so ist, wie ich sagte, daß es ist; glücklich, daß sie doch in etwas stimmt. Was wir der Welt um uns abzusehen, abzuhören meinen, es ist alles nur unser innerer Schein, eine Illusion, die man sich loben kann, wie ichs noch jüngst gelesen, bleibt aber eine Illusion. . . ."

Diesen Gedanken der Nachtansicht gegenüber will Fehner einen Blick thun ins Weite, Hohe, Lichte einer Weltanschauung, die dem Herzen eine Befriedigung gewähren kann.

„Und geht uns nicht die Welt selbst ringsum mehr zu Herzen und ist mehr nach unserm Herzen, wenn die Sonne ihren Glanz, der Himmel sein Blau, das Meer sein Rauschen uns treulich mit vertraut, die Buche, ehe die Art sie fällt, um uns zu wärmen, erst aufwärts strebt, um selber Licht und Wärme zu genießen, als wenn uns alles das nur anlügt, wie die Nachtansicht es lügt? Zur Wahrheit, die der Geist verlangt, verlangt das Herz nach Schönheit; kann es aber eine schönere Welt geben, als worin die Schönheit selber zur Wahrheit wird?“

Welch ein Unterschied in der Betrachtungsweise, dort der fast trivial erscheinenden Beispiele einer Ausführung von unten herauf, und hier der abschließenden Gedanken!

Wir können von Fehners Ästhetik nicht Abschied nehmen, ohne noch einiger kleinen Schriften zu gedenken. Fehner gehört zu unsern besten Humoristen. Man hat ihn oft mit Jean Paul verglichen, dessen Einfluß sich besonders in einer Sammlung humoristischer Aufsätze zeigt, die der jugendliche Fehner als *Mises* 1824 unter dem Titel *Stapelia mixta* veröffentlichte. Bald jedoch machte sich Fehner unabhängig, und durch seine innigen Beziehungen zur Naturforschung einerseits, durch das hochgreifende ethische Interesse andererseits gewannen die *Mises*-Schriften eine Eigenart, die ihnen einen bleibenden Wert verleiht. Mit richtigem Gefühl hierfür hat Fehner in den „*Kleinen Schriften von Mises*“ nur diese charakteristischen Erzeugnisse seines Humors aufgenommen: die „Schutz-

mittel für die Cholera" (1832), „Vergleichende Anatomie der Engel" (1825), „Bier Paradoxa" (1846), einige Scherzrätsel u. s. w. In derselben Sammlung sind auch zwei Abhandlungen wieder abgedruckt, die von Fehners Beziehungen zur schönen Litteratur Zeugnis ablegen: eine Charakteristik Friedrich Rückerts, die zu dem Besten gehört, was über Rückert je gesagt und geschrieben worden ist, und „Heinrich Heine als Lyriker," ebenfalls eine Charakteristik von bleibendem Wert für die Litteraturgeschichte und eine Musterleistung litterarischer Kritik.

Fehner zeigt eine gewisse geistige Verwandtschaft mit Rückert, wie in dem erwähnten Aufsatz, so auch in dem Bändchen seiner, einem reichen Empfindungsleben entquollenen „Gedichte" (1841), und die an Rückert erinnernden Verszeilen, ebenso wie die im Fehnerschen Geiste gehaltenen ästhetischen Betrachtungen verraten, daß Fehner auch der Verfasser eines kurz vor seinem Tode anonym erschienenen höchst launigen Schriftchens: „Zur Kritik des Leipziger Mendebrunnens" ist.

F. A. Lange hat durch die Geschichte des Materialismus dem Vorurteil entgegentreten wollen, welches in der mechanischen Naturerklärung den Feind jeder idealistischen Weltweisheit sieht. Es ist kein Zweifel, daß Langes Buch einen durchschlagenden Erfolg gehabt hat; gehört es doch zu den gelesesten philosophischen Schriften. Aber das Vorurteil, das es zerstören wollte, besteht trotzdem fort und wird fortbestehen, so lange die Naturforscher lehren, daß es keine Erkenntnis gebe außer der mathematisch-physikalischen Erklärung der Erscheinungswelt, daß die Annahme einer Schöpfung von Substanz oder Kraft aus nichts die zuverlässigsten Erkenntnismittel über den Haufen werfen würde, und daß keine Regung unsrer Gedanken und des Willens unabhängig von einem lebendigen Träger der sogenannten geistigen Vorgänge, unabhängig von einem Gehirn, bestehen und sich ereignen könne.

Der Naturforscher braucht nur hinter seine Behrsätze einen Punkt zu setzen, so nimmt man ihn für einen Materialisten, indem man den Punkt ausdeutet: also sind die Gedanken, Gefühle, Vorsätze, sind alle geistigen Regungen Gehirnfunktionen und nichts als das; stirbt das Gehirn, so stirbt der Geist mit; Gott ist für die mechanische Weltauffassung überflüssig. So wird das Vorurteil lebendig erhalten, zumal da nur selten der Naturforscher daran erinnern wird, daß der Punkt nur ein Punkt sein soll, und nicht ein Anknüpfungspunkt einer neuen Gedankenreihe.

Für manchen Naturforscher wird eine ideale Welt neben der materiellen Welt Wirklichkeit und Bedeutung haben; aber Amt und Beruf lassen nicht zu, sich in den Zusammenhang beider Welten tiefer hineinzudenken, als zur eignen Befriedigung nötig ist; darüber etwas allgemeines auszumachen, wird er meinen, sei Sache der Philosophen oder Theologen. Und wer möchte sich zutrauen, wozu Fehner als ein Einziger Mut und Kraft besaß, Naturforscher, Philosoph und Prediger zugleich zu sein!

Als ein Einziger. Unſre Zeit iſt nicht arm an Verſuchen, eine Verſöhnung zwiſchen der Wiſſenſchaft und dem Glauben zu ſtiften. Gelehrte Patres und aufgeklärte Paſtoren widmen ſich dieſem Berufe jeder auf ſeine Weiſe und gewinnen damit ein dankbares Publikum. Aber was will das heißen? Das Publikum hat doch nicht die letzten Folgerungen der mechanischen Naturerklärung gezogen; es kennt die brennende Frage nur vom Hörensagen und aus der Zeitung. Daher läßt es ſich leicht beruhigen.

Fechners „Tagesanſicht“ iſt kein Vermittlungsverſuch, ſondern eine Antwort auf die Frage, wie die ideale Welt ſich anſieht, nachdem die Wiſſenſchaft gezeigt hat, daß ſie nicht ohne die materielle Welt beſtehen kann. Man muß Phyſiker, Phyſiophyſiker, Darwiniſt, kurz naturwiſſenſchaftlicher Materialiſt ſein, ſich ganz in die Nachtanſicht der Welt verſenken, wie Fechner es gethan hat, man muß das Bedürfnis nach einer Tagesanſicht ſo lebhaft empfinden, wie Fechner es empfunden hat — dann erſt wird man inſtande ſein, ſich in die Tagesanſicht hinein zu verſetzen. Was Wunder, daß Fechner kein Publikum gefunden hat, daß er klagen muß: „Wenn ſich die Zuhörer die Ohren zuhalten, thut der Prediger am beſten, er geht von der Kanzel.“

Wozu dieſe lange Vorrede? Über wiſſenſchaftliche Dinge läßt ſich urteilen: man kann ſie darſtellen, analyſiren, das Weſentliche aus ihnen herauspräpariren. Mit Glaubensſachen iſt es anders. Eine Predigt duldet keine Beſprechung, keine Kritik; löſt man ſie von der Perſönlichkeit des Predigers los, ſo ſieht man freilich den Kern; aber die Schale war das Obſt. Der Kern iſt das Weſentliche, wenn es ſich um die Fortpflanzung handelt; an der Frucht kann die Schale das Weſentliche ſein.

Wir müſſen uns darauf beſchränken, die wichtigſten metaphyſiſchen und religionsphiloſophiſchen Schriften Fechners zu nennen, die Themata anzugeben, von denen ſie handeln, und die Fäden aufzuzeigen, mit denen ſie an die wiſſenſchaftlichen Werke anknüpfen.

Als Fechner nach ſeiner Ernennung zum ordentlichen Profeſſor der Phyſik 1835 in den Gaſteiner Bergen Erholung ſuchte, ſchrieb er das „Büchlein vom Leben nach dem Tode,“ worin er die erſten Keime ſeiner einheitlichen Lehre zur Entwicklung brachte, „noch ſelber unklar über ihren tiefen Grund und ihre Kräfte und über manches lallend wie ein Kind.“ Den Anfang zu einem ſyſtematiſchen Aufbau dieſer Lehre haben wir in der nach Fechners Genesung von ſeiner Augenkrankheit entſtandenen, 1848 erſchienenen Schrift: „Nanna, oder über das Seelenleben der Pflanzen.“ Unter dem ungetheilten Beifall der Frauenwelt und der ebenſo ungetheilten Verwerfung von Seiten der Naturforſcher und Philoſophen ſuchte Fechner zu zeigen oder annehmbar zu machen, daß die Pflanzen eine empfindende Seele hätten. „Wohl manches Mädchen, manche Frau ſah die Blumen, ſeit eine Seele ihr daraus entgegenſah, ſelbſt mit ſeelenvolleren Augen an und ſcheute ſich beinahe, ſie abzubrechen, wars auch nur

eine kurze Zeit. Die Philosophen aber wollten die Seele mit dem Begriffe und die Naturforscher mit den Händen greifen; davor versteckte sich die Seele; und sie sprachen: es ist nichts da." So charakterisirt Fehner einmal den Erfolg und Mißerfolg des Buches, das schlechterdings nur im Zusammenhang mit der Psychophysik verstanden werden kann.

Da die Empfindungen, Gefühle, Gedanken, alle Erscheinungen des Bewußtseins an physischen, körperlichen Vorgängen hängen und Fehner den materialistischen Schluß: „Also sind die Gedanken Sekretionen des Gehirns“ nicht mitmachen kann, sieht er sich gezwungen, den Zusammenhang zwischen den seelischen Vorgängen und ihren physischen Unterlagen dualistisch zu erklären. Ihm sind Leib und Seele zwei gar nicht auf einander zurückführbare, grundwesentlich verschiedene und doch auf einander bezogene Seiten der Existenz; beides, Leib und Seele, sind verschiedene Erscheinungsweisen desselben Wesens. Ihm ist also die Seele vor allen Dingen kein bloßer Begriff oder Inbegriff, aber auch nicht ein Wesen für sich, das sich im Tode vom Leibe trennen und in einem Reiche der Geister ohne Leib leben kann.

Vom Leben unsrer Seele gibt uns nur das Bewußtsein Kunde; es läßt sich nicht aus bloßen Begriffen beweisen, daß in uns eine Seele lebt, aber es läßt sich auch die Seele auf keinerlei Weise für andre zur Beobachtung bringen. Ich kann meinem Bruder nicht meine Seele zeigen, denn eine Seele läßt sich nicht zeigen; er muß daran glauben, und wenn er nicht glaubte, daß ich ein Bewußtsein meiner selbst habe, wie er ein Bewußtsein seiner selbst hat, so könnte ich ihm keine bessern Beweismittel für mein Seelenleben beibringen, als für das Leben meines Schattens.

Den Tieren schreiben wir eine Seele zu, weil wir Gründe finden, ihnen Bewußtsein zuzuschreiben, und halten die Tierseele für niedriger als die Menschenseele in dem Maße, als das Bewußtsein der Tiere einen geringeren Inhalt hat als das Menschenbewußtsein. „Aber bei den Pflanzen ziehen wir auf einmal die ganze Seele ab.“ Haben wir denn ein Recht dazu, auf einmal einen Sprung vom Beseeltsein zum Unbeseeltsein zu machen, und ist es undenkbar, daß nicht vielmehr eins sich in das andre verlaufen läßt? Das ist die Frage, welche Fehner in dem Büchlein über die Pflanzenseele zu beantworten sucht. Man sieht, es ist eine ernsthafte Frage, die nicht nur das ästhetische Interesse der Frauenwelt, sondern auch das wissenschaftliche Interesse der Naturforscher und Philosophen berührt. Und ernsthaft ist auch die Beantwortung.

Wenn aber die Naturforscher und Philosophen Fehners Lehre von der Pflanzenseele mißbilligt haben, so ist sie doch unhaltbar? Wer weiß! So triftige Gründe als Fehner für die Beseelung der Pflanzen in seinem Sinne beigebracht hat, man hat von keiner Seite gleich triftige Gründe dagegen gestellt. Waren die Frauen erfreut, die Blumen als beseelte Wesen betrachten zu dürfen, so

sagten die Männer: das ist ja gar keine Seele. Aber was ist denn eine Seele? Fechner hat doch wenigstens versucht, darüber etwas zu sagen, was sich verstehen läßt, und wenn es genügt, Empfindung zu haben, um zum Reiche der Beseelten gezählt zu werden, so dürfte es schwer halten, die Pflanzenseele aus der Welt zu schaffen.

Aber freilich, wenn die Seele nur die eine Ansicht des Wesens ist, was andererseits nach außen als Körper erscheint, so hat der Mann, der auf den ästhetischen Beweisgrund der Frau nicht achtet, aus anderm Gesichtspunkte Recht, wenn er sagt: das ist ja gar keine Seele. Denn wenn Fechners Pflanzenseele eine Seele wäre, so endete ihr Leben mit dem Leben der Pflanze; unter der Seele des Menschen versteht man doch allgemein ein geistiges Wesen, das nicht mit dem Leibe stirbt, und somit ist die Pflanzenseele doch nicht im mindesten eine Seele.

Fechner selbst ist natürlich diese Schlußfolgerung nicht verborgen geblieben. Das „Büchlein vom Leben nach dem Tode“ stellt aber schon vorbereitend, der „Zend-Avesta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung“ (1851) abschließend eine Lehre dar, welche das Entweder-Oder in eine Einheit zusammenfaßt.

Der Tod trennt nicht Seele und Leib; er vereinigt die Seele mit einer Seele höherer Art, den Leib mit einem umfassenderen Leibe, welcher dieser höhern Seele Leib ist. Nach dem Tode gehört der Leib wie vor dem Tode dem Leibe der Erde an, der Geist ist nach dem Tode wie vorher ein Teil des Geistes der Erde, der alles Empfinden, Fühlen, Denken, Wollen aller irdischen Geschöpfe zusammenfaßt. „Das Auge des Menschen hört nicht, was das Ohr, das Ohr des Menschen sieht nicht, was das Auge, ein jedes schließt sich für sich ab in seiner Sphäre und tritt dem andern selbständig gegenüber; keins weiß etwas vom andern, keins vom ganzen Geist des Menschen.“ Der Menscheng Geist schwebt über den niedern Sinnen, und so schwebt der Geist der Erde über Menschenggeistern, der Geist Gottes über den Geistern aller Gestirne. Und Gottes Leib ist die Natur.

Es ist ein himmelanstrebender Bau, zu dem Fechner die Steine herbeigetragen hat. Der Gedanke dazu ist ernsthaft und groß. „Wie prachtwoll stuft die Geisterwelt sich ab, wie hoch erhöht sich ihr Bau, wie weit erweitert sich ihr Horizont, wie wächst der Reichtum, wächst die Fülle! . . . Ich sah das alles so hell und klar, und alle sollten alles mit mir sehen; ich faßte die Leute an die Hände, Röcke, wollte sie mit mir ziehen, rief ich ihnen in die Ohren, was sie sehen sollten, sangs ihnen vor, suchte mit Gewalt die Augen aufzuthun, häufte Bilder auf Bilder, that alles, was in meinen Kräften war; that über meine Kräfte. Und der Erfolg?“

Doch wozu die Betrachtung über Erfolg oder Mißerfolg? Fechner selbst hat sie nur angestellt in einer Stunde der Entmutigung, als ihn Schleichens

Angriff schmerzlich berührte. Dann hat er wieder mannesmütig, unbekümmert um den Erfolg, ja mit dem sieghaften Bewußtsein, daß er eine Arbeit für die Zukunft gethan habe, neue Bausteine beigebracht und in dem philosophischen Teile der „Atomenlehre,“ in einzelnen Kapiteln der „Elemente der Psychophysik“ den Zusammenhang zwischen seiner Glaubenswelt und der Welt der Wissenschaft vermittelt, seine Lehre in den Schriften: „Die drei Motive und Gründe des Glaubens“ (1863) und „Über die Seelenfrage“ (1861) unter andern Gesichtspunkten begründet, in den „Ideen der Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte der Organismen (1873) sich der Frage der Teleologie, in Kapiteln der „Vorschule der Ästhetik“ (1876) den ethischen Grundfragen zugewandt und endlich 1879 in dem Buche: „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht“ Einklehr und Umschau gehalten.

Gleichsam das Fazit aus seiner Lebensarbeit ziehend, entwickelt der greise, aber jugendfrische Forscher in dem letztgenannten Buche seine Weltansicht als ein geschlossenes System. Er betont nochmals seinen Naturforscherstandpunkt in bemerkenswerten Erörterungen des Kausalgesetzes, des teleologischen Prinzips, der psychophysikalischen Auffassung und andern Grundfragen der Naturwissenschaft. Von den Forderungen der wissenschaftlichen Erkenntnis will er nichts preisgeben; vielmehr müssen sich die Forderungen des Glaubens in jeder Hinsicht nach den Konsequenzen einer naturwissenschaftlichen Auffassung der Natur richten. So kehrt die „Tagesansicht“ sich gegen jede Auffassung von Religion und Christentum, welche ein Preisgeben naturwissenschaftlicher Prinzipien oder Erregungenschaften verlangt, nicht minder wie gegen jedes Übergreifen wissenschaftlicher Schlußfolgerungen in das Gebiet des Glaubens, und dieses Streben, die Grenzen des Glaubens und Wissens nicht in einander laufen zu lassen, beherrscht vor allem die Darlegung der Frage nach der Freiheit des Willens und der damit zusammenhängenden Fragen des Optimismus und Pessimismus.

Fechners Glaubensstandpunkt zeugt von seltener Charaktergröße und seltener Innigkeit. Der schlichte, anspruchslose Mann hat es gewagt, den Naturforschern, Philosophen und Theologen gleichzeitig entgegenzutreten, eines jeden unberechtigte Ansprüche abzuweisen, und so blieb er allein mit seinem Glauben, den zu verschweigen, für sich zu behalten er als eine Charakterschwäche betrachtet hätte. „Ungern aber geht man einsam des Weges, nach einem Ziele blickend, das uns würdig dünkt, auch andern ein Ziel zu sein,“ sagt er einmal, und getröstet sich ein andermal, das er denselben Weg gehe, den die edelsten Dichter und Philosophen gegangen seien.

Wenn der Kulturgehalt unsrer klassischen Dichterwerke und unsrer klassischen Philosophie in das Bewußtsein der ganzen Nation aufgenommen und der schöne Tag der geistigen Einigung aller angebrochen sein wird, dann werden die Tafeln der Geschichte auch von der Tagesansicht Fechners als einer Vorahnung der neuen Zeit berichten.